

Gesang, Gesinnung, Abendröte

Über das Schweben und Schwinden der Dinge: Jetzt wird auch Peter Rühmkorf sechzig

Von Reinhard Baumgart

Aus der ZEIT Nr. 43/1989 20. Oktober 1989, 8:00 Uhr

Von Reinhard Baumgart

Zur Feier des Tages, dieses Rühmkorfschen Geburtstages, verbieten sich die bequem zuhandenen Formeln, aller Schmus also im Sinne von: "Waas, schon sechzig, deer?! So frisch und jugendlich er doch immer noch wirkt?" Lieber sollte man den Spieß umdrehen und sich wundern, daß Rühmkorf derart lange ausgehalten hat, im Schreiben wie im Leben. Denn fertig (in jedem Sinn), abschiedsbereit, und, wenn auch auf die allerflotteste Weise, zu Tode erschrocken und todtraurig schien er doch schon immer.

Dieser (unser gemeinsamer) Jahrgang 1929 läßt sich ja auf mindestens einen gemeinsamen Nenner bringen. Ob man sich Lettau ansieht oder Enzensberger, Rühmkorf oder Roehler: Den inneren Jüngling hat keiner je überwunden, doch auch eine andere, befremdlich früh erkennbare Neigung, die Welt ziemlich alterszynisch oder altersweise wie von hinten oder sehr weit oben zu sehen, hat sich gut gehalten und konsequent weiterentwickelt. Was uns allen dagegen seit eh und je fehlte, war die Begabung zur sogenannten Reife, zur Pragmatik der Lebensmitte, zu dem, was auf deutsch Männlichkeit und auf lateinisch Virilität heißt, auch zu jeder Art Honoratiorentum. Offenbar war es nicht die reine Lust, ausgerechnet um das Jahr 1945, in der angeblichen Stunde Null, erwachsen zu werden.

Was Wunder, daß man in dem Gedichtband, den Rühmkorf sich selbst zum Sechzigsten beschert hat, dieses Altgebliebene und das Unverbesserlich-Junge am ehesten wiedererkennt, die Töne also sowohl des Hoffens und Schmachtens, wie die des Verzichtens, des Gleiten- und Fallen-Lassens, einer lockeren, so gar nicht ranzigen Trauer [<https://www.zeit.de/thema/trauer>]. Kein Wunder aber auch, daß die jungen, hellen, die frechen Töne mittlerweile doch, gesangstechnisch gesprochen, enger wirken, hochgestemmt in die Kopfstimme. Dagegen geht der Alterssingsang, souverän verzittert, gekonnt verwehend, dem Sänger nun sehr natürlich von den Stimmbändern:

Will sich zur Seite drehn,
in Laub, in Gras, in Grün, in Braun, Grafitoliv –
Im Traum zur Ruh – im Schlaf zu Grunde gehn
und weiter fort – ganz tief...

Man tritt dem Jahrgang 1929 ja wohl nicht zu nahe, wenn man erwartet, daß diese schon immer alten Jünglinge nun allmählich in ihr Spätwerk eintreten.

"Einmalig wie wir alle" ist tatsächlich, in gut drei Jahrzehnten, erst Rühmkorfs fünftes regelrechtes, ausgewachsenes Gedichtbuch. So eine Serie pustet mancher lyrische Kollege in einem einzigen Jahrzehnt in die Öffentlichkeit. Man sieht's und hört's dieser Fließbandpoesie dann aber auch an. Während Rühmkorfs langsame, zähe, auch tüftelige und altmeisterliche Arbeitsweise sich an seinen Produktionen erst immer auf den zweiten, dritten Blick erschließt. –

Aachen, oh, Aachen, ach
mit seinen ungezählten Wassern aus der Tiefe sprudelnd,
in die Höhe steigend, weiter strömend,
aber die Wahrheit ist dann seltsamerweise
und deutlich aus einem Guß wieder ganz einfach.

So etwas leuchtet schneller ein, als es begriffen ist. Doch das scheinbar so rasch Verstandene und Durchempfundene erweist dann doch bei einer dritten oder siebten Lektüre überraschende Haltbarkeit und Widerstandskraft. Ohrwürmer sind das einerseits, aber eben auch Wanderungen in ganz unerwartete Déjà-vu-Erlebnisse. Was wieder einmal die alte schöne Vermutung bestätigen kann, daß die Rezeption eben den Gang der Produktion mitvollzieht: So geduldig und genüßlich, so nimmermüde wie diese Gebilde ausgearbeitet und bearbeitet wurden, so dürfen, sollten sie auch wahrgenommen werden. Auch der Meister gesteht, seufzend, "daß mir das lebendige Wesen des Gedichts immer noch deutlicher aus seinem Werdegang zu sprechen scheint als aus der schließlich mit List und Tücke abgefaßten Idealfigur". Doch genau diese "Idealfigur", auf pro Gedicht hundert bis vierhundert (!) Notat-, Fragment-, Probierseiten erkämpft, sie bleibt dem Leser oder Hörer zunächst eher verdeckt durch den Schwung und Drive, die täuschende Improvisations- und Entspanntheitslaune der Rühmkorfschen Verse:

PAR AVION – express – mit Eilpost zugestellt
und ab der Abendschrieb –

O schöne Welt, wohin fahrt Welt,

wie weit geht Lieb?

*

Sollten wir nun, zur Feier des Tages, an dem neuen Gedichtband die rezensionsüblichen Vermessungskünste betreiben, also mit Bierernst als TÜV überprüfen, wo der Dichter dazugewonnen, inwiefern er abgenommen hat, wann er kühner vorgeht oder zager tönt, was an Technik, Wohlklang, Mißklang, Thematik und Gesinnung sich verändert, verschoben, verbessert, verloren hat? Vielleicht doch, aber mit Maßen.

Denn zunächst und auf die Gefahr hin, daß der Jubilar erbleicht wie Brechts Herr Keuner, als er hört, er habe sich so gar nicht verändert – zunächst sollte doch weiter Wiedersehen gefeiert werden mit Rühmkorfs unverwüstlichen Qualitäten. Und die sind nach wie vor und zuallererst musikalisch. Andere Lyriker mögen genauere Architekten, schärfere Zeichner, suggestiver glühende Landschafter oder Bekenner sein – doch kaum einer arbeitet kompositorisch und physisch so musikanalog wie er. Ja, physisch, denn gleich in jedem Gedichteinsatz hört man unverkennbar eine leibhaftige, seine Stimme. Sanftjohlend vielleicht zunächst ("Sangsemal, Salat ham se nich – oder sonstso? – "), aber schon der nächste Vers-Augenblick könnte sich verlieren in Raffinesse und Wispern. Schräg, mit der geistesgegenwärtigen Balance eines leicht Betrunkenen neigt sich manches Gedicht zum Shanty, zum Kalauer, zur Leierkastenromantik hin, doch auf plötzlich ansetzende, täuschend kurze Höhenstürze hinauf in Hölderlinseligkeiten, Bennposen, Klopstocksches Orgelbrausen müssen wir jederzeit gefaßt sein. Wie auch darauf, daß diese schütteten Höhenlagen nicht lange halten. Weil überhaupt nichts hier hält, kein Dur, kein Moll, kein Pedal und schon gar kein pianissimo.

Genau deshalb täuscht alles Zitierte und alles Zitieren, so sehr gerade das explosiv Knallige und rasch Zugespitzte Rühmkorfscher Prägungen dazu verlocken. Eine Wendung wie "Daß das Leben zu kurz ist / sagt dir schließlich jeder kleine Friedhofsangestellte", sie mag Spaß machen oder schal wirken, in jedem Fall aber gibt sie keinerlei Auskunft darüber, wie das Gedicht zu ihr hingesteuert wurde, wie es aus ihr wegdriftet, wie der verklungene Augenblick vorher und der unabsehbare nachher die Stelle auflädt. Nein, hier gibt es keine festlich freigestellten Metaphern oder ausgeklügelten Wohlklänge, keine nackten Hieroglyphen oder Witze zu bewundern. Alles schön oder keß Pointierte befindet sich in einem eher flüssigen Aggregatzustand, in ständiger Selbstaufhebung. Jede Zeile nur Durchzug, ein Vorüberwehen, im Übergang zu ihrer Modulation und Variation.

Daß wir eine derart flüchtige und gespaltene, diese Vielstimmigkeitsstimme überhaupt auf Anhieb als eine einzige, als den Rühmkorf-Sound erkennen, läßt

sich mit seinem Lieblingsparadoxon erklären: Auch diese Stimme ist eben "einmalig wie wir alle". Schon in ihr, in diesem Chorgesang für Solo, steckt der demokratische Grundzug, ein Vergesellschaftungszwang, dem sich dieser bewegliche Sänger doch stur verschrieben hat und der seine Formgewandtheit davor bewahrt, sich in narzißtischem Selbstgenuß zur Ruhe zu setzen. Auch was das sinnliche Material seiner Verse betrifft, bleibt er nie treu bei der Sache, in einem hermetischen Bezirk. Ätherisches ist diesem poetischen Weltbild durchaus nicht mehr fremd.

In Wolkenbilder, Abendröteln, Novemberdiesigkeiten kann der Dichter sich vorübergehend hoch und zart versteigen. Aber dann wird bald wieder etwas wie Bratkartoffeldunst oder ein Gruft- oder auch Kloakenhauch sich einmischen. Nichts hält: weder die U- noch die E-Ebene dieser Kunst. Sie legt so wenig Wert auf Niveau wie eine Achterbahn.

Das bedeutet allerdings auch: Hier gibt es ernstlich gar keine Fallhöhe. Auch wenn Rühmkorf einmal Ton oder Thema kippt, wegplumpsen oder -rutschen läßt, "Niveau verliert" – ihm kann ernsthaft gar nichts passieren. Auch, weil die Netze aller Traditionen, aus denen heraus er seit eh und je gedichtet hat, ihn immer wieder auffangen. Solche Anklänge zu Benn und Brecht, diese Übermalungen von Heine oder Nietzsche, Simon Dach oder Ringelnatz und Borchert, Goethes Faust zwei oder Arno Schmidt [<https://www.zeit.de/thema/arno-schmidt>] finden sich immer noch zuhau.

Zu einigen von diesen Vorfahren, Wahl- oder Zwangsverwandten hat Rühmkorf sich eben wieder in dem Essayband "Dreizehn deutsche Dichter" bekannt. Auf "deutsch" liegt der Akzent. Denn dieser literarische Stammbaum weist ja die ungeheuerlichsten Lücken auf: kein Eluard, kein Alberti, Majakowski, Auden, Eliot oder Whitman taucht da auf. So monströs deutsch ist dieser Dichter, im krassen Gegensatz zu allen seinen lyrischen Zeitgenossen, daß er auch im Endlauf eines großen Lebensreise-Gedichts, wenn er sich rauschhaft und exakt, wahrhaft joycesisch also verliert in Litaneien aus Lautmusik und Obszönitäten, als Material dazu nichts Mythisches heranzieht, sondern das *deutsche Kursbuch* und *deutsche Postleitzahlenverzeichnis* herunterzitiert, von

Accum – Beckum – Loccum über

Oberreitzbach – Ritzhausen – Gailbach – Kerben – Voitze

und so weiter über die Seiten, Gleise, Briefkästen bis hin zu

Yach-Zips

Zorn-Zell

Zons-Zeil

*

Zu diesem Versgesangstück "Mit den Jahren. Selbst III/88", also dem ersten dritten Selbstportrait in immerhin sechzig Jahren, zu diesem an Tempo, Trauer, Witz, an täuschenden Offensichtlichkeiten und zarten wie wüsten Geheimnissen wohl reichsten Gedicht des neuen Bandes hat Rühmkorf für den Haffmans Verlag die ganze Arbeitsschublade ausgeschüttet. Mit diesem Arbeitsbuch erscheint das seit "Zettels Traum" wohl elefantatischste Geschöpf auf dem deutschen Buchmarkt, ein Monument ingenuöser Fleiß- und deutscher Wertarbeit, der Spinnerei, Spürkunst und des poetischen Magnetismus. Tatsächlich werden wir hier Zeugen aller Lust und Mühen, mit denen Rühmkorf seine Dichternase so lange über die zerstreuten Späne seines Einfallsmaterials zieht, bis die sich endlich ordnen zum Magnetfeld des Gedichts. Das dann auch in seiner gefundenen, festgelegten Form immer noch wirkt wie Strom und Wirrsal, dynamisch bewegt und doch pedantisch in Ordnung gebracht.

Seinen Sympathisanten aus der Literaturwissenschaft, das zeigt ein von Manfred Durzak und Hartmut Steinecke herausgegebener Sammelband, lässt ein so ganz und gar über sich selbst aufgeklärter Dichter wenig Chancen. Den Interpreten fällt alles einfach zu leicht. Die Schlauheit dieser Versgebilde und ihres Verfassers, beider scheinbar lückenlose Durchreflektiertheit werden im Krebsgang nur immer wieder aufgedeckt. Da funktioniert Hermeneutik wie ein Ostereiersuchen, das aus Dichters Texten apportiert, teils strahlend, teils ein bißchen außer Atem, was der Autor alles in sie hineinversteckt hat. Nur selten wird über solche offensären Geheimnisse hinaus gefragt, etwa nach Rühmkorfs vorartistischen Schreibanlässen, nach dem Bewegungszentrum seiner Thematik.

Darüber hat er selbst ja, so unermüdlich er auch seine "Einfallskunde", die Taktiken und die Strategie seines Schreibens zu erörtern liebte, höchst eindrucksvoll geschwiegen. Das ihm Allerselbstverständlichste rückt auch er, wie fast jeder Autor, in einen toten Winkel, seinem Blick entzogen. Und selbstverständlich wie Atmen ist Rühmkorf sicher die Trinität seiner Grundthemen, einmal der altjakobinische Traum von einer Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschenwesen, dann der (ungleich kurzfristigere) Traum vom Hangen und Langen hinüber zum anderen Geschlecht und drittens und schlußendlich in der Flucht aller Erscheinungen und Vorstellungen der Zwangsgedanke an deren Versinken und Verlöschen, an die Winke Charons und Freund Heins.

Media in morte in vita sumus: so etwa wird hier die christliche Jammertalmelodie spiegelbildlich bestätigt und subversiv zersungen. Das sichert dem Rühmkorfschen Sound seine Frustrationsseligkeit: unverdrossen gläubig und keß, erwartungsgemäß enttäuscht. Da regiert ein Schwung, in

dessen Begeisterungs- die Desillusionsschübe als zweite Zündstufe immer schon eingebaut sind - wie auch umgekehrt. Die Unendlichkeitsschleife, das Perpetuum mobile wären der richtige Auslauf des Gesangs. Mit welchen Kunstgriffen dann Rühmkorf seinen lyrischen Ausschweifungen jeweils doch ein Ende bereitet, mit jähnen Bremsungen oder sanftem Verdämmern wie fast ins Nichts, das beweist, wenn's glückt, wieder die Gültigkeit des ihm liebsten Kompliments: "Der Mann ist technisch gut und seelisch tief."

Eines allerdings, Zeichen der Zeit, lässt sich an dem neuen Gedichtband, so weh es tun mag, doch nicht übersehen: Der real nur noch verendende Sozialismus hat dem linken Sänger die Zunge weder zur Klage noch gar zu Neugierde gelöst. Die paar Gedichte und die zahlreicheren Ansprachen und Briefe, in denen alte Solidarität noch bekannt wird, klingen heiser, trotzig bis beflissen, lauter Archivmaterial aus guten alten bösen Ronald Reagan-Zeiten.

"Gesinnungsgranit", oh ja (so hat Rühmkorf sympathetisch das Unverwüstliche der Arno Schmidtschen Weltanschauung genannt), doch der liegt nun sehr archaisch, starr und bequem in der Abendröte dieser Gedichte.

Das, worauf sich Rühmkorfs Altersverskunst mehr und mehr spezialisiert hat, die "Levitation" nämlich wird mit leichterem, luftigerem Material betrieben. Abschiedsvorstellungen im wörtlichsten Wortsinn sind nun ein bevorzugtes Sujet. Das Schweben und Schwinden der Dinge wie der Erfahrungen wird mit einer teils betörenden, teils auch schon, so möchte man seufzen, mit einer verbotenen Meisterschaft inszeniert. Darf, soll man noch einmal eine Vor-Strophen-Probe zitieren und damit schon wieder täuschen?

*Wenn früher Morgen sich die Lippen leckt,
Blau sich entrubt;*

eh einer groß im eignen Kopf aneckt,

soll sagen, was er liebt.

Weil was du liebst, das ist was du erprobst

als war's zum ersten Mal:

einziger Mai mit Möwen überm Obst

und Silber im Kanal.

Ein Hauch Kastanienblüten auf dem Dach,

herrenlos hergeweht -

so komm und wirf mir einen kleinen Schatten nach,

der sowieso vergeht.

Halb da-wie-du, halb unbedingt, leichtfüßig über Land geführten Talisman – Auch gut, wenn man am Schluß in Wasser winkt, und denkt... es käme an ...

In solchen "entrübten" (aber auch entglühten) Strophen liest man immer noch letzte Spuren des Expressionismus, nicht mehr wuchtig und pastos wie die Urtexte, auch nicht herren- und meisterhaft in Benns Manier, nein, eher wie mit Wasserfarben hingetuscht, leuchtend und zittrig, durchsichtig auf den Papiergrund, das Weiß, die Stille. Dazu paßt, daß der ganze Band schließlich endet mit einem am 19. September 1989 angesichts der wartenden Setzmaschine offen, fragmentarisch gelassenen Langgedicht, das nun auf Seite 156 ins Unendliche oder auf eine Fortsetzung verweist. Wir natürlich warten auf die Fortsetzung.

• **Peter Rühmkorf:**

Einmalig wie wir alle

Gedichte; Rowohlt Verlag, Reinbek 1989; 192 S., 26,- DM

Dreizehn deutsche Dichter

Essays; Rowohlt Verlag, Reinbek 1989; 192 S., 26,- DM

Aus der Fassung

Haffmans Verlag, Zürich 1989; 736 S., Abb., ca. 600,- DM, einmalige Auflage von 1.200 numerierten Exemplaren

• **Zwischen Freund Hein und Freund Heine –**

Peter Rühmkorf, Studien zu seinem Werk

hrsg. von Manfred Durzak und Hartmut Steinecke; Rowohlt Verlag, Reinbek 1989; 288 S., 29,80 DM